Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 50 (1946-1947)
Heft: 19

Artikel: Schweizerschule, für wen und warum?
Autor: Baur-Sallenbach, H.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-671595

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Von der Autorität

Blindem Autoritätsglauben das Wort zu reden bin ich gewiß der letzte, allein ich halte dafür, daß der Urteilsspruch von Autoritäten nicht ohne weiteres, das heißt ohne Nachdenken beiseite geschoben und einfach überschrien werden solle, sondern daß man ihn anhöre und zwar ehrerbietig anhöre. Es gibt nämlich wirklich Autoritäten. In der Wissenschaft sind es diejenigen, die mehr wissen, in den Künsten jene, die mehr können als andere. Daß der Nichtwissende zu schweigen hat, wenn ein hervorragender Gelehrter über sein Fach redet und urteilt, scheint jedem selbstverständlich; daß aber diejenigen, die nichts geleistet haben, vor solchen, die Hervorragendes geleistet haben, das Dozieren einstellen und das Predigen dämpfen sollen, um lieber bescheiden zu fragen als zuversichtlich zu verkünden, diese Wahrheit scheint schwieriger verständlich zu sein. Zumal in Angelegenheiten der Poesie glaubt jeder, dem die Natur ein Maul geschenkt hat, seine Stimme laut geben zu dürfen. Und wie laut! Wenn es einmal dahin gekommen ist, dann wird es in der Literatur eines Volkes wüste und leer, und die öffentliche Meinung wird in diesem Fall von jenen geleitet, die am lautesten, am öftersten und am zahlreichsten schreien ... Nun kann gewiß auch die Autorität irren, allein sie irrt anders als jene irren, die nichts sind. Ihre Irrtümer beruhen auf Einseitigkeit, ihre Korrektur ist leicht; die Irrtümer der Nichtse dagegen entstammen der instinktiven Feindschaft gegen das Große und Echte, und diese Irrtümer können nur mit der Peitsche korrigiert werden.

Lilienbotschaft

Martin Schmid

Der Sommer schickt die Lilien aus
und blaues Sensenläuten,
dass sie im Land von Haus zu Haus
die alte Botschaft deuten.

Das alte Wort: Nun sorget nicht,
ich schreite durch die Saaten,
in Regenflut und Sonnenlicht
vollend ich meine Taten!

Das Weizenkorn wird göttlich Brot,
ich bin in aller Wandlung,
ich steige auf aus eurer Not
in heilig-stiller Handlung.

Eh überm Wald der Stern noch steigt,
eh leise ihr's gebeten,
hab ich mich unsichtbar geneigt,
bin unter euch getreten.

Der Sommer schickt die Lilien aus,
die Frucht lacht rot am Aste.
Die Rosen blühn vor jedem Haus:
Tritt ein und sei zu Gaste!

Und brich das Brot, und heb den Krug,
die Lippe kühl zu tränken,
uns allen, Brüder, wird genug,
wenn wir uns fromm verschenken!

Schweizerschule, für wen und warum?

Im Frühling 1939, als die Schweiz allen Grund hatte, sich in ihrer Unabhängigkeit bedroht zu fühlen, als man sich bei uns langsam bewußt wurde, wie nahe nationale Souveränität und Eigensprachlichkeit sich gegenseitig bedingen, kam die erste praktische Sprachlehre für Schweizerdeutsch in den Buchhandel. Auf Grund dieser Grammatik wurden Kurse für Dialekt durchgeführt; zunächst waren sie vorwiegend von Welschen und Tessinern besucht, die einen deutschschweizerischen Dialekt erlernen wollten, ferner von ursprünglichen Reichsdeutschen, die sich endlich bequemten, mit der Umgangssprache des Landes, in dem sie zum Teil schon seit Jahrzehnten wohnten, vertraut zu werden.

Im Sommer 1940 erschienen dann aus dem kriegüberzogenen Frankreich viele unserer heimgekehrten Landsleute. Die schweizerische Winter-

hilfe (Abteilung Rückwandererhilfe) unterstützte diese Leute nicht nur materiell, sie gab ihnen auch die Möglichkeit, sich in der alten Heimat rasch zu assimilieren, also Schweizerdeutsch zu lernen. Im Laufe des Krieges nahm die Zahl der Rückwanderer aus ganz Europa fortwährend zu, und gegen Kriegsende meldeten sich vor allem jene Leute zu den Kursen, die aus den bombardierten deutschen Gebieten zurückkehrten. Die Leitung der Schule hatte bereits im Herbst 1941 die Sprachstelle des „Bundes für Schwyzertütsch" übernommen, er hat sie trotz der starken finanziellen Belastung bis heute behalten.

Niemand hat besser Gelegenheit, zu beobachten, wie unzertrennlich Sprache und Charakter einer Nation sind, als ein Schwyzertütschlehrer, der diese Rückwanderer in ihre Heimatsprache einzuführen hat. Unsere Schüler brachten nicht nur das reichsdeutsche Idiom heim, sondern auch reichsdeutsches Gebaren, denn sie waren zum großen Teil in der Fremde aufgewachsen. Sie fanden es sehr amüsant, „Cuchichäschtli" sagen zu lernen, wobei sie den hintern Gaumen bis zur Heiserkeit anstrengten. Aber mit einem norddeutsch geschnarrten Akzent war eben kein schweizerisches, sonden nur ein berlinerisches „Chuchichäschtli" möglich, und die Württemberger brachten mit dem besten Willen unser „Grüezi" immer nur als ein „Griezi" heraus. Es gab grammatisch begabte, logische Köpfe unter den Schülern, aber wenn sie aus Sachsen stammten, konnten auch sie sich das „eewich" nicht abgewöhnen, und forsche Berliner verdarben sich die schönsten Sätze durch ihre gedankenlos hingeplapperten Gewohnheiten und sagten: „Nee, nee, das machi nüd!" Wie mancher Schüler, wenn er zum Beispiel Brändli oder Keller hieß, mußte zuerst einmal lernen, seinen Namen mit einem urchigen breiten ä auszusprechen! Wenn uns dann immer wieder der reichsdeutsche Jargon auch aus einwandfreien Sätzen entgegenklang und wir der Verzweiflung nahe waren, stieg oft der Wunsch in uns auf, allen Sprachunterricht an den Nagel zu hängen und unsere Schüler statt dessen mit der Essenz des Schweizertums vertraut zu machen, um so gewissermaßen ihre Artikulationsbasis vom Geiste her zu ändern. Die Erfahrung zeigte denn auch, daß jene Schüler, die sich dem schweizerischen Wesen voller Eifer erschlossen, auch sprachlich den größten Erfolg davontrugen, während die andern, die schon am Anfang des Kurses fragten: „Na, hören Sie mal, warum spricht man denn in der Schweiz nicht schriftdeutsch, bei uns draußen gilt der Dialekt als vulgär!" auch nach jahrelangem Unterricht noch mit einem „guten Tach" in die Läden traten.

Ich habe im Laufe der Jahre zwei „Wunderschüler" dieser beiden Richtungen gehabt; der eine, ein Schweizer aus München, sprach nach zwei Monaten einwandfrei Schweizerdeutsch, der andere, ein älterer Oesterreicher, verließ den dritten Kurs, ohne daß sein Wienerdialekt den geringsten Schaden genommen hätte. Er hatte es sogar so weit gebracht, daß seine Mitschüler ebenfalls wienerten. Die schwerste Pflicht des Lehrers ist auch da, Geduld zu üben. Ja, die Geduld ist nötiger als bei Schulkindern, denn diese Schüler sind erwachsen, sie haben viel Schweres durchgemacht, ihre Existenz ist oft alles andere als gesichert; ein schweres Schicksal beschäftigt sie und erschwert es ihnen, den Kopf auf Sprachunterricht zu konzentrieren. Dazu kommt, daß sich die eingesessenen Schweizer leider noch immer nicht angewöhnt haben, mit den Rückwanderern schweizerdeutsch zu sprechen, obschon es diesen das Lernen sehr erleichtern würde.

Oder sollte ein Weiterlernen gar nicht mehr nötig sein? Der Krieg ist freilich vorüber; mit seinem Ausgang ist für die Schweiz wohl die Gefahr einer reichsdeutschen Verfärbung für einmal behoben. Und dennoch müssen die Bemühungen fortdauern, muß die Schule weiter bestehen. Viele der Rückwanderer werden in der Heimat bleiben und deren Sprache brauchen. Jene aber, die wieder in die Fremde ziehen, sollen diesmal ein klares Bewußtsein von Schweizertum, wie es auch in unsern Dialekten lebt, mitnehmen, denn es wird das so notwendige Band mit der Heimat bilden.

H. Baur-Sallenbach.

Redaktion: Dr. Ernst Eschmann, Freiestr. 101, Zürich 7. (Beiträge nur an diese Adresse!) Unverlangt eingesandten Beiträgen muss das Rückporto beigelegt werden. Druck und Verlag Müller, Werder & Co. AG., Wolfbachstr. 19, Zürich.